

Wie viele Zungen hat die Gunst?

Nachschlagewerke laden zum Nachrechnen ein: Literaturgeschichte als Wertungsgeschichte, am Beispiel der Rezeption der im Februar 1621 geborenen Dichterin Sibylla Schwarz.

In den anhaltenden Debatten um einen geschlechtersensibleren Literaturkanon wird gerne quantifizierend argumentiert: Wie häufig oder vielmehr selten werden Autorinnen erwähnt? Manchen mutet das schlicht als Erbsenzählerei an, andere beharren auf der Macht der Empirie. Schließlich sind die Zahlen vielfach blamabel. Das gilt zumal, wenn man den Blick in Epochen wirft, die ohnehin deutlich weniger Autorinnen als Autoren kennen. So erhält man eine anschauliche Vorstellung vom Rezeptionsschicksal der Greifswalder Lyrikerin Sibylla Schwarz, deren Geburtstag sich in diesem Monat zum vierhundertsten Mal jährt, wenn man ihre Erwähnungen in einschlägigen germanistischen Überblickswerken zählt.

Die 1621 geborene Schwarz bietet sich als Probe aufs Exempel deswegen an, weil sie früh wie keine andere Barockdichterin die von Martin Opitz im „Buch von der Deutschen Poeterey“ 1624 formulierten Reformgedanken produktiv rezipiert und in ihren Gedichten facettenreich zur Geltung gebracht hat. Zusammen mit dem gebürtigen Sachsen Paul Fleming, einem Liebling der Barockphilologie, gehörte sie der ersten Generation der Dichterinnen und Dichter an, welche die Überlegungen von Opitz umfassend umzusetzen versuchte. Es gehört zur Tragik dieser Generation, dass sich ihr Schreiben unter den Bedingungen des Dreißigjährigen Krieges entwickeln musste und häufig ein jähes Ende fand. Schwarz wie Fleming verstarben innerhalb von weniger als zwei Jahren: sie im Sommer 1638 im Alter von nur siebzehn Jahren, Fleming im April 1640 dreißigjährig.

Wahrgenommen oder gar umfassend wertgeschätzt wird die Greifswalderin im Unterschied zu Fleming bis heute nur punktuell. Dafür gibt es zwar einige Gründe. Sein Werk ist umfangreicher, es mutet reflektierter und kenntnisreicher an. Zudem wurden die „Deutschen Poetischen Gedichte“ von Sibylla Schwarz erst postum 1650 von ihrem ehemaligen Hauslehrer Samuel Gerlach publiziert, so dass nicht einwandfrei gesagt werden kann, ob beziehungsweise wie dieser erste Herausgeber bei dem einen oder anderen Gedicht eingegriffen hat. Wird freilich berücksichtigt, dass die Überlieferungslage in der Frühen Neuzeit oft ähnlich unklar ist und dass Fleming mehr als ein Jahrzehnt länger als Schwarz schreiben und zudem studieren konnte, fällt der Vergleich beispielsweise der petrarkistischen Liebeslyrik beider weit weniger eindeutig aus.

Opitz lesen und nachdichten

Wer sich über Fleming und Schwarz informiert, erhält aktuell nur selten den Eindruck von Gleichberechtigung. Fleming ist in allen neueren Einführungen in das Barock-Zeitalter nicht nur vertreten, sondern verkörpert geradezu die frühe Opitz-Rezeption. Schwarz wird zwar in prominenten Anthologien und einschlägigen Einführungen gewürdigt, bei Dirk Nieffanger ebenso wie bei Achim Aurnhammer und Nicolas Detering. In vielen Überblickswerken fehlt die Greifswalderin hingegen schlicht – so etwa in der Einführung in die „Literatur der Frühen Neuzeit“ vom Verfasser des vorliegenden Artikels.

Diesem Befund entspricht die Zahl der Fachaufsätze der letzten Jahre, die über die beiden publiziert wurden. Die Schwarz-Forschung ist ausgesprochen anspruchsvoll und differenziert, quantitativ aber ist sie weiterhin ein Randphänomen. Bezeichnenderweise ist erst jetzt zu ihrem Geburtstag im Wehrhahn Verlag eine von Klaus Birnstiel besorgte Neuausgabe angekündigt. Die in quantitativer Hinsicht geringe Wahrnehmung von Sibylla Schwarz führt die beiden gegenwärtig wohl mächtigsten Wertungstechniken der Literaturgeschichtsschreibung vor: Marginalisierung (Schwarz) und ausführliche Erwähnung (Fleming).

Doch reicht allein die wiederholte Nennung einer Autorin selbstverständlich nicht, um schon davon zu sprechen, dass eine Literaturgeschichte ihr gerecht wird. Das gilt zumal für Wissenschaftsepochen, in denen mit geradezu enzyklopädischem Eifer fast jeder Barock-Autor, der sauber ein Sonett schmieden konnte, mit einem eigenen Absatz gewürdigt wurde. In der für die Entwicklung des literarischen Kanons elementaren „Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen“ (1836) erwähnt Georg Gottfried Gervinus die Greifswalderin auf geradezu beschämende Weise – nämlich lediglich als eine Autorin, an deren Werk der Barockdichter Johann Peter Titz interessiert gewesen sei. Wer

Gervinus aufmerksam gelesen hat, dürfte zuvor zur Kenntnis nehmen, was dieser von Titz hielt. Der sei „unbedeutend“ gewesen und habe seinen Ruf als Gelehrter durch seine Dichtung beschädigt. Schwarz ist bei Gervinus also nicht nur eine Dichterin hinter einem Mann, sondern sogar eine hinter einem schlecht schreibenden Mann, der zudem „zaghafte“ gewesen sei, was Gervinus offenbar für eine Eigenschaft hielt, die eines wahren Mannes unwürdig ist. Anders als in der Gegenwart wertete die Literaturgeschichte im neunzehnten Jahrhundert also auch explizit – und das mit Kategorien, die heute schon von Studierenden im zweiten Semester ohne Mühe dekonstruiert werden können.

Wie etabliert gerade Geschlechterstereotype in der literaturgeschichtlichen Wertung des neunzehnten Jahrhunderts waren, zeigt sich erneut in Wolfgang Menzels Werk „Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit“ von 1859. Menzel, ein sonst ausgesprochen meinungsstarker wie polemischer Autor, würdigt Sibylla Schwarz immerhin auf einer halben Seite. Er lobt sie als „muntre Pomerin“, die in ihren Gedichten trotz der „Schrecken des Krieges zur Fröhlichkeit“ aufgerufen habe. Die Erinnerung an Sibylla Schwarz trete zudem „reizender vor die Seele, wenn wir lesen, sie sei schon in ihrem siebzehnten Jahr gestorben“. Menzel beschreibt mit einer Mischung aus altväterlichem Mitleid und Verniedlichung die Dichterin und grenzt sie damit aus dem Kreis der seriösen Schriftsteller aus.

Mit Fleming sich vergleichen

Wie wenig er dabei den Charakter ihrer Lyrik trifft, wie sehr sie sich nämlich als ernsthafte Dichterin trotz ihrer jungen Jahre gesehen zu haben scheint, veranschaulicht das Gedicht „Ein Gesang wieder den Neid“. Es eröffnet ihre von Gerlach besorgte Gedichtsammlung: „Hätt zwar die Mißgunst tausend Zungen / Und mehr dan tausend ausgestreckt / Und kompt mit macht auf mich gedrungen / So werd ich dennoch nicht erschreckt; Wer Gott vertraut in allen dingen / Wirdt Weltt wird Neid / wird Todt bezwingen.“ Mit typisch barocker Motivatik inszeniert sich Schwarz als beneidete Dichterin, die der Mißgunst der Welt durch ihre Frömmigkeit trotz Menzels verniedlichende Altväterlichkeit ist offenkundig fehl am Platz. Die Rezeption von Sibylla Schwarz bestätigt nicht nur, wie berechtigt die Kritik am männlich dominierten Kanon ist, sondern zeigt, wie wichtig neben der quantifizierenden Analyse der Rezeption die inhaltliche Auseinandersetzung bleibt.

Das wirft freilich die Frage auf, ob es nicht auch ganz anders geht. Eine Antwort lieferte bemerkenswerterweise bereits eine Literaturgeschichte, die keine fünfzig Jahre nach dem Tod von Sibylla Schwarz erschienen ist, der 1682 von Daniel Georg Morhof publizierte „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie“. Der Verfasser war zunächst in Rostock, dann in Kiel Professor und sicherlich kein Vorkämpfer der Emanzipation. Gleichwohl eröffnet er seine Ausführungen über Sibylla Schwarz ganz umstandslos mit folgender Feststellung: „Diese war traum ein Wunder ihrer Zeit / dann sie hat von dem dreyzehenden Jahr ihres Alters biß zum siebenzehenden / worin sie seeligen Todes verblichen / Verse geschrieben/ die vor solche zarte Jugend und zwar einer Frauenperson / unvergleichlich sein. Da zu derselben Zeit Männer / die in ihrem vollständigen Alter / und nachgehends keinen geringen Ruhm in der Poesie erworben / ihr beyweitem nicht gleich gethan.“

Morhof beurteilt Dichtung auf der Basis der Kategorien von Opitz. Da dessen „Buch von der Deutschen Poeterey“, wie erwähnt, poetologisch für die Schwarz maßgeblich war, überrascht die Beurteilung des Kieler Literaturhistorikers zwar nicht. Vergewenwärtigt man sich hingegen die jüngere Rezeption der Dichterin seit dem neunzehnten Jahrhundert, kann seine konsequente Wertschätzung durchaus überraschen. Wie gesagt: Morhof selbst spricht, das deutet das Zitat an, seinerseits mit patriarchalem Selbstbewusstsein. Gleichwohl bemüht er sich bei der Bewertung von Dichtung konsequent darum, der Dichterin mit gleichen Maßstäben wie den Dichtern zu begegnen.

Wie weit er dabei geht, zeigt ein anderer Sachverhalt. Die Ausführungen über Sibylla Schwarz zählen zu den längsten im Kapitel über die Literatur seit Martin Opitz und sind ähnlich umfangreich wie die über Paul Fleming. Auch quantitativ dokumentiert Morhof also seine Wertschätzung. Sie mag landsmannschaftlicher Verbundenheit geschuldet gewesen sein (Morhof stammte aus Wismar), worauf in der Forschung immer wieder hingewiesen wird. Aber das allein erklärt weder Morhofs Wortwahl noch den Umfang seiner Ausführungen. Abschließend hält er, auf die Jahrzehnte seit dem Tod von Schwarz zurückblickend, fest: „Dieses nimt mich aber Wundt / dass man sie nicht in grosser Hochachtung gehalten.“ Dass diese Feststellung knapp 350 Jahre nach dem Erscheinen von Morhofs „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie“ weiterhin gilt, sagt wenig über die Dichtung von Sibylla Schwarz und viel über den literaturhistorischen Umgang mit ihr aus.

KAI BREMER